

## Reinhard Voß

### Wo mein Glaube mich besonders trug, weil er besonders herausgefordert war

Im Jahre 1986/87 geschah eine wichtige Wende und zugleich ein Fort-Schritt in unserer Familiengeschichte. Wir sind zu sechst: Meine Frau Margret und ich haben vier Kinder, die damals zwischen vier und elf Jahren alt waren. Wir hatten zusammen mit einer evangelischen Familie fast fünf Jahre in einer ökumenischen Wohngemeinschaft nahe der holländischen Grenze im Westmünsterland gelebt und waren dann – um die Freundschaft zu retten – auseinander- und in die Nachbarschaft gezogen, als wir das dritte Kind bekamen. Nach weiteren fünf Jahren stellte sich die Frage eines neuen Umzugs. Wir hatten ein Angebot aus dem Laurentiuskonvent in Wethen bei Kassel, einer vorwiegend evangelischen Hof- und Lebensgemeinschaft (mit damals etwa 20 Mitgliedern in der Ortsmitte), dazuzuziehen und das von mir aufgebaute Büro der Ökumenischen Initiative Eine Welt dort einzubetten. Eine ideale Berufsperspektive!

Aber Widerspruch kam von meiner Frau. Nicht nur die gewachsenen Beziehungen in der ehemaligen „WG“, in der damaligen Nachbarschaft und in der katholischen Ortsgemeinde waren zu bedenken, sondern auch die Frage zu beantworten, ob wir wieder „in Gruppe“ leben wollten oder nicht. Ich war für eine neue intensive Phase in einer Hausgemeinschaft, sie dagegen. Wir begannen immer mehr zu streiten; gegenseitige Vorwürfe, den Partner nicht ernst zu nehmen, kamen hinzu; die Ernsthaftigkeit des anderen wurde in Frage gestellt; Grenzen des Verständnisses waren bald erreicht. Da beschlossen wir, um die Beziehung nicht zu gefährden, den Streit auf Eis zu legen, vorerst keine Entscheidungen zu treffen und morgens wieder eine intensive Gebets- und Meditationszeit miteinander zu beginnen. Wir lasen und bedachten in dieser Zeit täglich die Herrnhuter Losungen oder die katholischen Tageslesungen aus dem „Schott“. Wir hielten Stille, sprachen manchmal ein Gebet und endeten immer mit dem Vaterunser. Der Anlaß verschwand monatelang hinter der neuen Praxis am Tagesbeginn.

Nach einigen Monaten stellten wir dann erstaunt fest, daß ich mich auf die Perspektive eingelassen und fast schon darin eingerichtet hatte, zu bleiben, weil ich ja meine Maximalforderung nicht würde durchsetzen können, aber auch weil ich die stärkeren örtlichen Bindungen meiner Frau respektieren gelernt hatte. Und Margret hatte sich innerlich schon fast gelöst vom alten Wohnort, weil sie ja um meinen starken Drang wußte, in die neue ökumenische Gemeinschaft zu ziehen. Diese Frucht unseres gemeinsamen Glaubens war bedeutungsvoll: Der Glaube an Gott hatte uns den Glauben aneinander zurückgegeben, das Horchen in den anderen hinein verstärkt, die Rücksicht aufeinander wachsen lassen. Als jede/r sah, daß der und die andere bereit und in der Lage war, die andere Position zu verstehen, ja sogar sich mit ihr zu identifizieren, war der Weg zu einem praktischen Kompromiß möglich: Wir beschlossen, ein Haus in der Nachbarschaft des Laurentiushofes zu suchen.

Und schnell – gerade rechtzeitig – fanden wir ein kleines Haus in der Nachbarschaft, das uns ein Rentnerehepaar anbot. Wir zogen also um, und ich fand durch die Einbettung des Büros in die Hofgemeinschaft sehr viel Dichte und Anschluß auch an diese Lebensform.

Hatten wir schon das spontane Hausangebot wie ein Wunder erfahren, so wurden wir anschließend – kaum ein halbes Jahr danach – durch eine harte Prüfung geführt, die ebenfalls wunderbar endete. Unser jüngster Sohn verunglückte mit seinem Fahrrad so schwer, daß er mit Gehirnbluten drei Wochen im Koma lag. Die Ärzte konnten nicht operieren, ohne ein noch größeres Risiko einzugehen – zu nahe am Hirnstamm waren die Blutungen. Was sie konnten, war: das Leben des Kindes im künstlichen Koma erhalten und auf Besserung hoffen. Wir aber erfuhren auf der Basis unserer gemeinsam gefundenen und getroffenen Entscheidung in dieser Zeit eine solche Dichte und Kraft miteinander, daß wir in großer Ruhe, Konzentriertheit und Gebetstiefe diese Wochen mit den anderen drei Kindern und mit der neuen Gemeinschaft verbrachten. Wir fühlten uns getragen durch das intensive Gebet vieler Menschen in der alten und neuen Umgebung. Und Freundinnen und Freunde aus

der früheren Zeit halfen intensiv mit, die schweren Wochen zu bewältigen. Ein Senior aus der Hofgemeinschaft meinte später, durch diesen Unfall und das Mitleid(en) im Dorf seien wir viel schneller heimisch geworden.

Als der Chefarzt nach drei Wochen bei den ersten zaghaften Bewegungen Christians im sog. *vigilen* Koma mir gegenüber spontan von einem „Wunder“ sprach, erinnerte ich mich an dicke Stunden in der Intensivstation, als ich ihm die Hände auflegte und mit dem warmen, aber regungslosen kleinen Körper des Fünfjährigen in Berührung kam, daß ich Kräfte der Heilung durch mich hindurchströmen fühlte, so als bündelte ich stellvertretend die vielen Gebete und Gedanken der Menschen, die für dieses Menschenleben flehten und beteten. Und er wurde gesund bis auf ein taubes Ohr. Biblische Erinnerungen kamen uns immer wieder in den Sinn. Als in der ersten Komawoche noch die Nachricht vom Brand meines elterlichen Bauernhauses hinzukam, las ich den Kindern aus dem Buch Hiob vor – in einer Mischung von Glaubenstrost und Märchenzynismus. Das taube Ohr erinnerte uns später an Jakobs Wunde, die er im Kampf mit Gott(es Engel) davontrug. Und auch die kostbare historische Fassade des Elternhauses konnte noch gerettet werden.

Und dann kamen die Zweifel: Bilden wir uns eigentlich ein, wir seien besonders auserwählt?! Jeden Tag sterben so viele Kinder weltweit. Und fast 500 verbluten im deutschen Straßenverkehr jährlich. Wie soll man da die eigene Rettung feiern können und dürfen?!

Wir verabredeten, mit unserer ganzen Familie eine Exerzitienwoche bei den „Gemeinschaften Christlichen Lebens“ mitzumachen, denen wir am ehesten eine gute Begleitung zutrauten. Und wir wurden reich beschenkt in dieser Woche. Da erst konnte ich innerlich in einem tiefen Reifungs- und Reinigungsprozeß annehmen, daß an *uns* ein Wunder geschehen war. Nicht zur Hervorhebung, sondern zur Verpflichtung: Mit einem geistig oder sonstwie behinderten Kind hätten wir alle unsere Kräfte aufs Zuhause lenken müssen. So aber war es uns geschenkt, weiterhin unsere Energien auch intensiv in die Mitarbeit bei der wachsenden und jetzt

so genannten „Ökumenischen Basisgemeinschaft Wethen“ und – was mich betraf – in die vielen überregionalen und internationalen Kontakte zu stecken.

Wir spürten die Verpflichtung aus dieser Führung innerhalb eines Jahres wichtiger Entscheidungen, Begegnungen, Prüfungen und Rettungen, uns für andere in den Dienst zu stellen, ja auch von anderen in den Dienst stellen zu lassen. Diakonie, Verfügbarkeit und existentieller Einsatz für das Leben und seine Bedrohungen wurden für mich zur Lebensaufgabe! Über unserem Tisch hängt der Spruch „Das Leben feiern!“ – Wir denken nun immer hinzu: „Das Leben feiern und verteidigen inmitten all seiner Bedrohungen“ – aber nicht nur aus eigener Kraft, sondern in der heilenden und gewaltüberwindenden Kraft des Geistes Gottes.

Ein notwendiges Nachwort: Nun ist diese Dichte für uns nicht immer lebbar; es gibt wache und müde, anstrengende und entspannende, wundervolle und zermürbende Zeiten – auch in Ehe und Familie. Die Heranwachsenden haben darüber hinaus vieles in Frage gestellt, was wir an traditionellen Glaubensmustern weitergaben. Aber ich kann wohl für mich sagen: Wir sind sensibler geworden für das Leben und toleranter gegenüber allen überkommenen und neuen Formen, sensibler gegenüber den Lebenszielen und toleranter gegenüber den Lebensstilen; wir sehen verschiedene Bemühungen im Arbeiten, Leben, Wohnen, Erziehen, Beten und Ringen um eine bessere Welt und maßen uns nicht (mehr) an, sie vorschnell einzuordnen, abzu-, „kanzeln“ oder zu verurteilen. Wir vertrauen aber auch mehr als zuvor auf Gottes Weg mit uns, auf unsere Erfahrungen mit diesem „Gott mit uns“.

## **Erika Weinzierl**

### **Jesus – das Zentrum meines Glaubens**

Wie die meisten Österreicher/innen wurde ich (1925 in der Pfarre Wien-Gumpendorf) katholisch getauft, obwohl meine Eltern, beide Lehrer, keine praktizierenden Katholiken waren. Nur mein Vater ist zu Weihnachten und Ostern gelegentlich mit mir in Wiener Kirchen gegangen. In der Volks-